

(Nachdruck verboten.)

12) Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Boel hatte sich in ihr Zimmer geschlichen und war ins Bett gekrochen. Sie lag unter der Decke und zitterte. An Knud dachte sie kaum mehr. Ihr Gedanke war wie gelähmt vor Entsetzen über alles, was sie auf der Flucht durch die Stadt gesehen und erlebt hatte. Sie hatte diese Frauen gesehen, die auf den Straßen umhergingen und sich Männern feilboten, die sie gar nicht kannten. Und — was das Schlimmste war — sie selber war von mehreren Herren angetastet, die die schrecklichsten Dinge zu ihr gesagt hatten und mitten auf der Straße handgreiflich gegen sie geworden waren. Das erste Mal, als sie angeredet wurde, hatte sie in ihrer Unschuld den Gruß beantwortet und sich gefreut, jemandem zu begegnen, dem sie sich anvertrauen, und der ihr den Weg nach Hause zeigen konnte. Es war so ein netter, älterer Herr gewesen, der auch gleich versprochen hatte, sich ihrer anzunehmen, worauf er sie in einen dunklen Torweg gezerrt und angefangen hatte —

Boel drückte das Gesicht in das Kissen und schluchzte vor Scham bei dem Gedanken an das, was er sich erlaubt hatte.

Wie ein gehetztes Wild war sie dann durch die Straßen geeilt und war überall Gegenstand der schändlichsten Verfolgung gewesen. Sogar ein Schutzmann, an den sie sich wandte, war frech gegen sie gewesen und hatte mit einer nach Branntwein stinkenden Stimme gesagt, sie solle nur machen, daß sie nach Hause komme, denn sonst könnte sie noch riskieren, daß man sie beim Kanthafen nähme und mal ein bißchen genauer untersuchte, ob —

Von neuem preßte sie das Gesicht in das Kissen und schluchzte bei dem Gedanken an das, was er gesagt hatte. —

Am nächsten Morgen stand sie allein im Wohnzimmer und wusch die Teetassen ab, als die Tür sich aufstieß und Knud hereinkam. Sie machte ihren Rücken steif und sah ihn starr an, sie hatte sich vorgenommen, ihm ohne Scheu ihre Verachtung zu zeigen. Aber als er sich nun näherte und sie seine reuige Miene sah, schlug sie die Augen nieder. Ja, sie konnte es nicht einmal verhindern, daß er seinen Arm um sie legte und ihr über das Haar strich.

„Bist Du sehr böse auf mich, Boel?“ fragte er und hob ihr Gesicht zu sich empor.

Auch auf ihn hatte das Wiedersehen ganz anders gewirkt, als er berechnet hatte. Er hatte an gar keine erneute Annäherung gedacht, — im Gegenteil. Aber sie sah allerliebste aus, wie sie in ihrer weißen Schürze hinter der Messing-Teemaschine stand, von der hellen Morgen Sonne beleuchtet.

Es war plötzlich eine Reue in ihm aufgestiegen, die ihn zwang, sich seinen Gefühlen hinzugeben.

„Bist Du sehr böse auf mich?“ wiederholte er, wußte eigentlich aber selber nicht, was er sagte. Es liefen in diesem Augenblick so viele sonderbare Gedanken rund in seinem Kopf herum. Gingerissen von Boels frischer Schönheit, von ihren samt dunklen Augen und dem roten Blut der Lippen, sagte er verwegene Pläne, wie er auf die ganze Welt pfeifen und sie zu seinem rechtmäßigen Eigentum vor Gott und Menschen machen wollte.

Plötzlich fuhren sie auseinander. Ohne daß sie es gehört hatten, war die Bohnstübtür aufgegangen und Fräulein Rosalie eingetreten. Jetzt fing sie an, sich zu räuspern.

„Die verdammte alte Hexe!“ murmelte Knud rasend und stürzte hinaus.

Nach einer Weile kam auch Frau Gylling aus dem Wohnzimmer, um die Blumen vor dem Fenster zu begießen. Fräulein Rosalie sagte nichts, sie kramte im Zimmer umher und wischte Staub ab. Aber als Boel mit ihrer Verwirrung und ihrem Teebrett in die Küche hinaus verschwunden war, wandte sie sich nach der Schwester um und fragte mit ihrer groben Männerstimme:

„Was bedeutet das eigentlich? Haben Boel und Knud sich verlobt?“

Frau Gylling sah sie verständnislos an.

„Was meinst Du damit?“

„Ja, ich überraschte sie vorhin in einer sehr zärtlichen Situation.“

Frau Gylling stellte die Siebkanne auf das Fensterbrett nieder, so daß es dröhnte.

„Was sagst Du?“

Sie starrte die Schwester an wie ein Gespenst. Das konnte ja gar nicht möglich sein! Das durfste nicht wahr sein!

„Bist Du auch ganz sicher? — — Du kannst Dich ja geirrt haben, Rosalie.“

„Ich habe doch Augen im Kopf, so viel ich weiß.“

Frau Gylling griff sich nach der Stirn. Hier also war die Lösung des Rätsels! Sie hatte schon vor mehreren Monaten ein paar anonyme Briefe erhalten, in denen ihr verstedterweise mitgeteilt war, daß es nicht weit her sei mit der Sittlichkeit in ihrem Hause, weshalb sie ersucht werde, ein scharfes Auge auf ihre Umgebung zu haben. Sie hatte geglaubt, daß sich dies auf ihre Dienstmädchen beziehen sollte, und sie hatte ihnen den ganzen Winter gut aufgepaßt, ohne jedoch die geringste Unregelmäßigkeit entdecken zu können. Jetzt, mit der Morgenpost, hatte sie dann wieder einen anonymen Brief bekommen, mit derselben verdrehten Hand wie die anderen geschrieben und mit derselben Beschuldigung, „daß sie unsittliche Elemente in ihrem Hause beherberge“.

Boel also war damit gemeint!

Als sie sich einigermaßen wieder besonnen hatte nach dieser schrecklichen Neuigkeit, ging sie zum Zimmer hinaus, um sofort mit Knud zu sprechen, der in seine Stube hinübergegangen war. Hier mußte unverzüglich gehandelt werden. In der Wohnstube wanderte sie noch einige Male auf und nieder, um ihren Feldzugsplan zu überlegen. Dann ging sie resolut über den Vorplatz und zu ihm hinein.

Er stand, eine noch nicht angezündete Zigarre in der Hand, am Fenster und sah nervös und erregt auf.

„Ich möchte gern ein Wort mit Dir reden, Knud,“ sagte sie und setzte sich in einen Schankelstuhl mitten im Zimmer.

Es kam sogleich ein ängstlicher Ausdruck in sein Gesicht.

„Was wünschst Du, Mutter?“

„Setz Dich und lasse uns ruhig zusammen reden. Ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen.“

Knud setzte sich.

Frau Gylling betrachtete ihn einen Augenblick schweigend mit einem Blick, in dem die sittliche Entrüstung doch gar bald der mütterlichen Rücksicht, schließlich sogar dem Mitleid Platz machte.

„Knud — mein Junge! Dich bedrückt etwas. Ich habe es schon seit längerer Zeit bemerkt, Du bist nicht so wie sonst. Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?“

„Nicht das Geringste.“

„Du darfst mir nichts verbergen. Bedenke, ich bin Deine Mutter. Erzähle mir ehrlich und aufrichtig, was Dich so in Anspruch nimmt.“

„Aber ich versichere Dich —“

„Das ist nicht wahr, Knud. Warum willst Du mir wehe tun? Kannst Du denn kein Vertrauen mehr zu mir haben?“

Knud suchte die Sache ins Scherzhafte hinüberzuziehen. Er zündete die Zigarre an und lachte. Aber seine Mundwinkel bebten.

Die Mutter betrachtete ihn wieder eine Weile schweigend. Dann beugte sie sich zu ihm hinüber und senkte die Stimme ein wenig.

„Ich kann mir übrigens denken, was es ist,“ sagte sie.

„Du bist verliebt, Knud.“

„Ei, ei!“

„Und ich kann Dir auch sagen, in wen.“

Knuds Gesicht erblaßte. Er sah das Feuer in seiner Zigarre an und sagte nichts.

„In Agnete Drebling — nicht wahr?“

Da sprang ein Band um Knuds Herz. Er mußte lächeln.

„Nein, — das glaube ich denn doch nicht,“ sagte er.

„Freilich verhält es sich so! Wer sollte es sonst wohl sein. Ihr habt euch von Kindheit an gekannt, und ich will

Du sagst, Knud, ich habe mir eigentlich immer gedacht, daß aus euch beiden ein Paar werden würde. Ich finde, daß ihr trotz aller Verschiedenheit der Temperamente und Ansichten doch so gut zu einander paßt. Und es ist ja auch vom rein praktischen Standpunkt aus eine gute Partie für Dich, Knud. Der Geheime Staatsrat hat einen großen Einfluß. Ist auch wohl bei Hofe gut angeschrieben, — was von großer Bedeutung für Deine Zukunft werden kann.“

„Ja, aber ich verfiere Dich, Mutter, ich denke gar nicht an Magete Drehling.“

„Freilich tuft Du das, Knud! An wen solltest Du sonst wohl denken? — An Gudrun Blomberg? — Oder an Bergliot?“

Knud lachte höhnisch.

„Aber wer ist es denn? So sprich doch!“

„Es nützt nicht, daß wir davon reden, Mutter. Du wirst es doch nicht verstehen können. Und vielleicht hat es auch gar nichts zu bedeuten.“

Jetzt wurde Frau Gyllings Antlitz fahl.

„Aber eine Verliebtheit ist also doch vorhanden?“ fragte sie.

„Vielleicht.“

„Knud! Du denkst doch nicht etwa im Ernst an — — Es kann doch nicht Deine Absicht sein?“

„Was, Mutter?“

„Ich meine, — es ist doch nicht — nicht etwa Boel, an die Du denkst?“

Knud sah einen Augenblick schweigend da und sah auf seine Zigarre nieder, die er in der Hand hielt. Dann nickte er.

Frau Gylling sprang auf, setzte sich wieder, umkammerte die Lehnen des Schankelstuhls.

„Das kannst Du doch nicht im Ernst meinen, Knud! — Du scherzest, nicht wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaft und Weltanschauung.

(Nach dem auf der Naturforscherversammlung in Stuttgart gehaltenen Vortrage von Professor Lipps-München.)

Die Aufgabe der Mechanik ist die möglichst einfache und möglichst vollständige Beschreibung der Bewegungserscheinungen.“ Mit diesen Worten begann der berühmte verstorbene Physiker Gustav Kirchhoff, der Erfinder der Spektalanalyse, seine Vorlesungen über Mechanik. In demselben Sinne sagt man jetzt vielfach, alle naturwissenschaftliche Erkenntnis bestehe in der zusammenfassenden und dadurch vereinfachten Beschreibung der Erscheinungen, das heißt der Eindrücke oder Wahrnehmungsbilder, die wir von den Dingen gewinnen, der Spiegelungen derselben in unserem Bewußtsein. Indem man die Aufgabe der Naturwissenschaft in dieser Weise abgrenzt, meint man wohl, der Mensch überhaupt, also auch der Naturforscher, wisse im Grunde nur von seinem Bewußtseinsinhalten; es sei, fügt man hinzu, unmöglich, daß das Bewußtsein über sich selbst hinausgehe, wie es unmöglich ist, daß jemand über seinen Schatten springe. Aber der Vergleich hinkt nicht nur, sondern lahmt auf beiden Füßen, denn in Wahrheit greift das Bewußtsein jeder Zeit über sich hinaus und erfährt eine dem denkenden Ich jenseitige Welt; das Denken ist seiner Natur nach eine Wechselbeziehung zwischen dem denkenden Ich und einer solchen ihm jenseitigen Welt. Der Naturforscher beobachtet eben fast niemals Bewußtseinsinhalte, „Erscheinungen“ als Spiegelungen des Wirklichen im individuellen Bewußtsein, sondern er beobachtet das Wirkliche. Die naturwissenschaftliche Erkenntnis besteht aber nicht in unmittelbarer Wahrnehmung, sondern in dem Durchdenken desselben, das Wirkliche wird dadurch dem Gesetz des denkenden Geistes unterworfen und seine Gesetzmäßigkeit erkannt. So reicht schon der einfache Satz: „Alle Eichbäume tragen Eicheln“ über die unmittelbare Erfahrung hinaus und wird erst durch Denken gewonnen.

Das Gesetz des Geistes ist das Identitätsgesetz, das eigentlich nur sagt, daß das Denken in sich übereinstimmend, also konsequent ist. In der Anwendung auf das Wirkliche wird es als Kausalitätsgesetz bezeichnet, durch welches das Geschehen in ursächlichen Zusammenhang gesetzt wird und Naturgesetze als notwendige Abhängigkeitsbeziehungen zwischen allgemeinen Bedingungen und ihren Erfolgen aufgestellt werden. Bei diesen Naturgesetzen handelt es sich um allgemeine Tatsachen, nicht um empirische (Erfahrungstatsachen.) Entsprechend dem Fallgesetz zum Beispiel fällt niemals wirklich ein Körper, sondern das Gesetz sagt nur, wie die Körper fallen würden, wenn die Bedingungen des Falles rein gegeben wären, die freilich nirgends als im Geiste des Naturforschers existieren.

Unmittelbar gegeben sind die sogenannten spezifischen sinnlichen Qualitäten, nur durch unsere sinnlichen Wahrnehmungen erscheint uns das Wirkliche, und zwar so, wie es uns eben erscheint. Aber der Naturforscher ersetzt durch sein Umdenken alle diese spezifischen Qualitäten wie Farbe, Geruch, Gefühl usw. durch die nach ihrer Auscheidung aus der Welt des objektiv Wirklichen allein noch übrig bleibenden Raum-, Zeit- und Zahlbestimmungen. Die Aufgabe der Naturwissenschaft ist daher so zu fassen, daß ihr Ziel die Ordnung des Wirklichen in ein System gesetzmäßiger Abhängigkeitsbestimmungen zwischen Raum-, Zeit- und Zahlgrößen ist. Naturwissenschaftliche Erkenntnis ist also nicht die Erkenntnis des Wirklichen nach seinem Wesen, sondern Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit des Wirklichen, und zwar lediglich gefaßt in diese formalen Zeit-, Raum- und Zahlbestimmungen. Damit verflüchtigt sich das Wirkliche für den Naturforscher, und auch das Herinbringen der Begriffe Masse, Kraft, Energie usw. ändert an diesem Zustand nichts; denn entweder sind dieses an sich inhaltslose Begriffe zwischen bloßen Beziehungen oder sie können als Anschauungsbegriffe räumlich-zeitlich gefaßt werden, wodurch nichts geändert wird. Alle diese Begriffe, wie Kraft, Energie, Arbeit usw. sind aus unserem eigenen Gefühl hergenommen und stellen eine Vermenschlichung der Dinge dar, indem wir unsere Gefühlserlebnisse in die Dinge hineinverlegen. Der Naturforscher muß bei der Verwendung dieser Begriffe ihren ursprünglichen psychologischen Inhalt gänzlich auscheiden, dann aber bleiben sie an sich inhaltlere Beziehungsgriffe, d. h. kurze Ausdrücke für eine gesetzmäßige Abhängigkeitsbeziehung zwischen Raum-, Zeit- und Zahlgrößen in der Welt der Dinge, ohne irgend welche Aussage über das Wesen derselben.

Aber Worte üben Zauberkraft auf die Gemüter und bestechen auch den Verstand. Bekannte und geläufige Worte scheinen eine bekannte Sache zu bezeichnen. Man braucht nur zu erinnern an die bekannte Antwort auf die Frage nach der Ursache der fieberstillenden Wirkung des Chinins: Das Chinin hat fieberstillende Kraft. So wird eine Mythologie des Kraft- und Energiebegriffes geboren, eine Naturmythologie, die man vielleicht auch, weil sie ganz gewiß nicht Naturwissenschaft ist, Naturphilosophie nennt. Die Energie insbesondere, dies an sich leere lautliche Symbol, an dessen Stelle man ebenso gut einen beliebigen Buchstaben setzen könnte, wird verdinglicht und zum Pferd der Weltmaschine; die Allgemeinheit in der Verwendung des Wortes erzeugt den Wahn, als habe man darin das allgemeine, sich selbst gleichbleibende Wesen der Dinge erfährt. Und nun löst man vielleicht Belträtsel mit Hilfe dieses „Pferdes“, d. h. auf Grund eines allgemeinen Wortgebrauches. Schließlich wird so eine neue Art Religion geschaffen, die auch schon zu einer neuen Kirche geführt hat, eine Religion nicht gerade von der besten Art, weil sie nur auf den Gebrauch eines Wortes begründet ist.

Beim sogenannten Vitalismus tritt noch deutlicher hervor, wie vom Menschen genommene Begriffe in die Dinge hineinverlegt werden, indem den Dingen ein Streben nach einem Ziele, eine Zweckmäßigkeit zugelegt wird. Wir kennen eine solche nur bei uns selbst; damit aber die Bewegungen unseres Körpers unserem zweckmäßigen Willen entsprechen, muß bereits ein entsprechender körperlicher Mechanismus vorausgesetzt werden. Mechanische Gesetzmäßigkeit ist lediglich räumliche Gesetzmäßigkeit, gefaßt in Zeit- und Zahlgrößen. Inwiefern das Wirkliche aber sich so darstellen läßt, darüber kann die Naturwissenschaft a priori nichts ausagen. Die Naturwissenschaft wird aber an der Möglichkeit, alle Vorgänge in eine mechanische Gesetzmäßigkeit zu fassen, nicht verzweifeln, und somit ergibt sich der Materialismus als eine Forschungsmaxime der Naturwissenschaft, dagegen nicht als eine Weltanschauung, die eine Ansicht vom Wesen des Wirklichen sein muß. Die Naturwissenschaft geht ihrem ganzen Sinn nach überhaupt nicht auf das Wesen des Wirklichen aus, und hat daher mit Weltanschauung schlechterdings nichts zu tun, nachdem sie die naive Weltanschauung, welche die unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmungen für dem Wesen der Dinge entsprechend hält, zerstört hat. Erst jenseits der Naturwissenschaft beginnt die Frage nach dem Wesen des Wirklichen. Der Versuch ihrer Beantwortung beruht auf der Kritik der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, auf der Einsicht in das Wesen dieser Erkenntnis.

Die Antwort nun, die wir Menschen auf jene Frage geben können, die einzige für uns mögliche Weltanschauung also, ist der absolute Idealismus: Einzig das Bewußtsein, das Ich, der Geist zum allumfassenden einheitlichen Weltbewußtsein, zum Welt-Ich, zum Welt-Geist erweitert, kann die von der Naturwissenschaft gelassene Lücke, welche die Frage nach dem Wesen der Dinge betrifft, ausfüllen.

Diese Weltanschauung ist auch die einzig denkbare monistische Weltanschauung. Denn ein materialistischer Monismus ist ein Widerspruch in sich selbst, da doch stets das Geistige als völlig unvergleichbar mit dem Materiellen neben ihm bestehen bleibt.

Der Vortragende meinte zum Schluß, daß die gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Bewegungen ebenfalls auf solchen absoluten Idealismus hinzuzielen scheinen. Auch der Umstand bestärkt ihn in dieser Auffassung, daß er auf der Naturforscherversammlung als Philosoph habe sprechen dürfen.

Prof. Lipps hat mit seiner Rede die uralte Streitfrage zwischen Idealismus und Materialismus von neuem angeregt. Er irrt, wenn er glaubt, daß dieser Streit endgültig entschieden und zwar zugunsten der idealistischen Weltanschauung entschieden ist. Auf der

Naturforscherberausammlung mußte — dem allgemeinen Gebrauche gemäß — sein Vortrag ohne Antwort bleiben; auf die Dauer aber wird sie nicht ausbleiben; und es ist leicht möglich, daß im nächsten Jahre die entgegengesetzte Anschauung ausführlich zu Worte kommen wird. —

Bt.

Kleines feuilleton.

hg. Das Wachstum des Haupthaars. Unsere Haare, so einfach konstruiert sie sind, bieten doch in mancher Hinsicht eigenartige und komplizierte Erscheinungen dar: sie gehören zu unserem Körper, bilden einen nie fehlenden Bestandteil von ihm, und können doch verlernt und infiziert werden, ohne daß wir eine Empfindung davon haben. Das Haupthaar ist da zum Schutze des Körpers gegen die Einflüsse der Temperatur, und doch wird sein Verlust im allgemeinen ertragen, ohne daß diese Temperatureinflüsse sich wesentlich stärker äußern als wenn üppiger Haarwuchs den Kopf bedeckt. Nicht die geringste Merkwürdigkeit bildet auch das Wachsen des Haupthaars. Wir wissen alle, daß es, geschnitten, immer wieder nachwächst; man könnte also meinen, daß die Haare ein unbegrenztes Wachstum zeigen. Aber dem ist nicht so; das Haar erreicht vielmehr eine maximale Länge, und wenn es an dieser Grenze angekommen ist, so wächst es nicht weiter. Unter den heutigen Männern wird, wenigstens in Kulturvölkern, es allerdings nur selten einen Simson geben, der sein Haar so lang wachsen läßt, wie es will. Aber das weibliche Geschlecht hat nicht die Gewohnheit, das Haupthaar kürzen zu lassen, und doch gelangt es über eine, bei den verschiedenen Individuen freilich recht verschieden bemessene, aber ganz bestimmte Länge nicht hinaus. Das scheint in der Tat sehr sonderbar. Der Vergleich mit Bäumen, die ja auch, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, nicht weiter nach oben wachsen, paßt doch nicht. Denn der Baum wächst an seinem oberen Ende; wenn die Höhe des Baumes einen bestimmten Betrag erreicht hat, haben die Wurzeln nicht mehr die Kraft, den Zellsaft in solchen Mengen in die Spitze zu befördern, daß er zu einer Vergrößerung des Baumes ausreichen könnte, und damit ist das Ende des Baumwachstums erklärt. Aber das Haar wächst nicht an seinem oberen Ende, sondern an seinem unteren; aus der Haarwurzel scheidet sich stets neue Haarsubstanz ab, die das bisher schon dagewesene Haar weiter hinausschiebt, so daß es an Länge zunimmt. Die Erklärung für das begrenzte Wachstum liegt darin, daß das ausgewachsene Haar eine zu große Last für die Wurzel bildet, so daß diese es nicht weiter hinausschieben kann. Uebrigens glaubten noch bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Naturforscher, das Haar wächst in seinem oberen Ende durch Anosung fort — eine inzwischen widerlegte Annahme. Weit verbreitet ist auch die Ansicht, das Haar wachse unmittelbar, nachdem es abgeschnitten worden, am schnellsten. Sorgfältige Messungen haben ergeben, daß das nicht zutrifft, sondern daß das Haar, wenn es gekürzt ist, eine Zeitlang langsamer wächst als vorher, und daß es sich erst, wenn es eine gewisse Länge erreicht hat, mit seiner normalen Geschwindigkeit verlängert. Die normale Wachstumsgeschwindigkeit ist übrigens nicht überall und immer die gleiche. Zunächst kann man durch einfache Beobachtung an mehreren Menschen desselben Alters leicht feststellen, daß beim Einen das Haar schneller wächst als beim Anderen. Aber auch bei einem und demselben Menschen ändert sich während seines Lebens die Geschwindigkeit seines Haarwachses. Hierüber haben die Untersuchungen von Verzién, die sich mit den Verhältnissen der Haare eingehend beschäftigten, Klarheit gebracht. Beim Beginn der zwanzigsten Lebensjahre nimmt die Länge des Haupthaars im Monat durchschnittlich um fünfzehn Millimeter zu, dann vermindert sich die Geschwindigkeit in dem Verhältnis, daß die Haare im Monat nur um elf Millimeter wachsen. Die Anthropologen teilen die Menschen in neuerer Zeit in zwei große Kategorien: In blühhaarige und in schlichthaarige. Blühhaarig sind Menschen, bei denen die Haare so angeordnet sind, daß immer eine größere Anzahl von ihnen einander dichter benachbart sind, während die einzelnen Gruppen in größerer Entfernung von einander stehen; ein bekanntes Beispiel für Blühhaarigkeit bieten die Neger. Schlichthaarig sind dagegen Menschen, bei denen die Haare nicht in Gruppen angeordnet sind, sondern einzeln und ziemlich gleichmäßig von einander stehen. Wir Europäer sind blühhaarig. Aber eine gewisse Gruppenbildung der Haare besteht doch auch bei uns und zeigt sich gerade beim Wachsen. Zwei bis vier Haare stehen nämlich in einer Art von engerer Beziehung zu einander, so daß eine Zeitlang eins von ihnen schneller wächst, als die übrigen Gruppengenossen; nach einiger Zeit fängt ein zweites von ihnen an, schneller zu wachsen, bis es das erste an Größe erreicht hat, dann wiederholt sich der Vorgang beim dritten, und so wechselt das Spiel in einer Haargruppe dauernd ab. Wahrscheinlich werden alle Haare, die zu einer solchen Gruppe gehören, von einem einzigen Blutgefäß ernährt, und dies führt den Haarwurzeln die zur Haarbildung nötigen Substanzen nur in solcher Menge zu, daß sie nicht ausreicht, alle Haare, die weitest entfernten, wie die nächsten, in gleichem Maße zu versorgen, sondern nur ein gerade durch seine Lage begünstigstes am meisten; wenn dies aber eine gewisse Länge erreicht hat, sind seine Druckverhältnisse nicht mehr so günstig, wie vorher, und es wird von einem anderen übertroffen. Diese Gruppenbildung der Haare bringt aber noch einen wichtigen Vorteil. Wenn ein Haar einer Gruppe

ausgefallen ist, braucht das kleine Blutgefäß wenig Haare zu ernähren, auf jedes der übrig gebliebenen entfällt also mehr Nahrung als vorher; die gebliebenen werden demnach kräftiger werden und nicht so leicht ausfallen. Auf diese Weise verliert jede Gruppe nur ein Haar und es wird auch bei im allgemeinen schwachen Haargruppen vermieden, daß kahle Stellen entstehen. Das gilt natürlich nur von gesunden Haaren. Wird das Haar von einer Krankheit befallen, so tritt häufig, ganz besonders wenn die Krankheit durch Parasiten herbeigeführt ist, der Haarausfall so stark auf, daß dort, wo die Parasiten sich am meisten entwickelt haben, ganze Gruppen vernichtet werden und dann die benachbarten kahlen Stellen erscheinen. —

ie. Goldgewinnung im Altertum. Das Gold spielt schon in den Sagen des griechischen Kulturkreises eine große Rolle, obgleich der Golddurst damals wohl kaum einen solchen Grad erreicht hat wie in der Neuzeit seit Entdeckung von Amerika. Immerhin deutet die Sage vom Goldenen Blicke, zu dessen Gewinnung eine große Expedition von Helden, der berühmte Argonautenzug, ausgerüstet wurde, darauf hin, daß man den Wert des gelben Edelmetalls bereits zu schätzen wußte. Außerhalb der Grenze der damaligen Kulturwelt waren es namentlich drei Gegenden, die in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten, nämlich der Kaukasus mit dem benachbarten Armenien, das innere und nördliche Asien und die Berge am oberen Indus. Die Sage vom Goldenen Blicke bestätigt diese Tatsache für das erstgenannte Gebiet, genauer für die kaukasischen Gestade am Schwarzen Meer, wo der Fluß Phasis mündete. Die Goldproduktion scheint sich hier in gleicher Weise ziemlich erhalten zu haben, denn noch Strabo, der große Geograph der Griechen, berichtet, daß in Swantien die Bergströme Gold mit sich führen, welches von den Eingeborenen dadurch gesammelt wird, daß sie Schaffelle ins Wasser legen. Vielleicht hat dieser Umstand der Sage vom Goldenen Blicke den Ursprung gegeben. In den Jahren 1850—52 wurden dann in dem Bereich einiger Zuflüsse des Kura Reste alter Werkstätten entdeckt, die zur Ausbeutung der ehemals goldhaltigen Sande gedient haben müssen. In der Landschaft Ossetia sind ferner Schmiedestücke aus Gräbern gefunden worden, an denen die reiche Verwendung von Gold geradezu auffallend ist; ihre Entstehungszeit wird auf das sechste bis achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschätzt. An zweiter Stelle handelt es sich um das Gold, das im Lande der Issedonen und benachbarter Völker angeblich von Greifen zugebracht und diesen Riesenvögeln abgenommen wurde. Die Meinungen über die Lage dieses Gebietes sind geteilt zwischen den sibirischen Steppen, dem Vorland des Altaigebirges, wohin es Alexander v. Humboldt verlegte, und dem westlichen Teil des Tarimbeckens, wo Ferdinand v. Richthofen den Sitz der Issedonen sucht. Vielleicht haben beide Forscher recht gehabt, da ein sehr beträchtlicher Teil von Sibirien und Innerasien Spuren einer seit langer Zeit betriebenen Goldsuche aufweist und auch heute noch goldreich ist. Einen Vorzug scheint in dieser Hinsicht freilich das ganze Gebiet des jetzt russischen Altai und der Jenisseiberge zu genießen. Zimmermann hat nunmehr in einem Vortrag vor der Geographischen Gesellschaft von Lyon noch andere Plätze altzeitlicher Goldgewinnung untersucht. Einen großen Aufbruch ein Land, das von Strabo als *Verdae*, von Ptolemäos als *Daradrae* bezeichnet wird. Hier wurde das Gold von den rätselhaften „goldgrabenden Ameisen“ geliefert, deren Erklärung viel Kopfschmerzen und viele Forschungen veranlaßt hat. Noch schwieriger und bis auf den heutigen Tag unentschieden ist die Frage nach dem alten, in der Bibel erwähnten Goldland Ophir, das nach dem einen in Arabien, nach anderen in Aethiopien (Aethiopen) oder gar in Südafrika gelegen haben soll. Sicher aber haben die Mittelmeerländer auch näher gelegene Fundstätten für Gold gehabt. Die alten Römer sollen in der Umgebung des heutigen Ariege, dessen Namen von *Aurigera* (die Goldführende) hergeleitet wird, Goldbergbau betrieben haben. Auch in Oberägypten wurde Gold gewonnen; davon zeugt eine um 1600 vor Christi gezeichnete Karte, die älteste von goldhaltigen Ländern, die erhalten geblieben ist. Es gilt ferner als feststehend, daß in Spanien, dem Iberien der Alten, Gold gewonnen wurde. Im späteren Altertum, bis zur Entdeckung der Goldschätze der Neuen Welt, soll dann der Sudan die Hauptmenge des Goldbedarfs der europäischen Völker erzeugt haben. —

Aus der Pflanzenwelt.

h. Georgine oder Dahlie? Wenn der Spätsommer sein Regiment angetreten hat, dann entfaltet in den Gärten und Anlagen eine schöne Mexikanerin ihre Reize und die Deutsche Dahliengesellschaft veranstaltet ihre jährliche Dahlienausstellung — in diesem Jahre in Berlin im Landesausstellungspart. Jene schöne Mexikanerin ist die Dahlie; manche nennen sie auch Georgine; andere glauben, daß Dahlie und Georgine etwas Verschiedenes sei. Der eine hält „Georgine“ für die deutsche und „Dahlie“ für die botanische Bezeichnung der gleichen Pflanze, der andere bezeichnet mit Georgine die gefüllten oder — wie auch vielfach gesagt wird — die doppelten Blumen, und nennt die einfachen Blumen Dahlien. Der dritte und vierte haben eine noch weisere Auslegung für die Unterscheidungsmerkmale. Und dabei ist die Sache so einfach: die schöne Mexikanerin segelt unter zwei Flaggen, sie nennt sich einmal so und ein andermal eben anders. Das ist in der Botanik etwas Alltägliches. Aber hübsch ist es nicht, denn diese Doppel-

Namen führen leicht zu Mißverständnissen, sobald der Laie dabei in Frage kommt.

Das verwinkelte Rätsel des Doppelnamens bei der schönen Mexikanerin ist leicht aufgelöst. Bei den Bezeichnungen sind sowohl zutreffende botanische Namen als auch gangbar gewordene Verdeutschungen für ein und dieselbe Pflanze, deren Stammeltern auf mexikanischem Boden standen. Zwei Meter und darüber hohe Pflanzen mit knollig verdickten, ausdauernden Wurzeln, mit gegenständlichen unregelmäßig fiederteiligen Blättern, und auf schwanken bis 30 Zentimeter langen Stielen sitzenden kleinen Blumen, bestehend aus einer gewölbten, gelben Scheibe, die eingefast von einem Kranz aus violetten, roten oder orangefarbenen Strahlenblümchen — das waren die Stammeltern all der heute bekannten Dahlienschönheiten. In diesen drei verschiedenfarbigen Sorten gelangte die Pflanze erstmalig im Jahre 1784 durch Vincent Cervantis nach Europa, und zwar in den Botanischen Garten zu Madrid. Einem schwedischen Botaniker, Andreas Dahl zu Ehren, erhielt die Pflanze den Namen *Dahlia*. Von Spanien aus fand die schöne Mexikanerin ihre Verbreitung nach Frankreich, England und auch nach Süddeutschland.

Im Jahre 1804 brachten dann Alexander von Humboldt und Bongland Samen von einer orangefarbenen und einer roten Spielart derselben Pflanze aus Mexiko nach Berlin. Im dortigen Botanischen Garten wurde die Pflanze von Willdenow zu Ehren seines Freundes Georgi Georgina genannt. Warum Willdenow bewußter Weise einer schon benannten Pflanze einen zweiten Namen beilegte, das zu untersuchen, haben wir hier keine Veranlassung. Richten wir noch in Betracht, daß diese Pflanze, der nach dem Rechte der Priorität einzig der Name *Dahlia* zusteht, von Berlin aus über Norddeutschland verbreitet wurde, so verstehen wir es auch, daß sich hier die Berliner Bezeichnung *Georgina* oder zu Deutsch „Georgine“ einbürgerte und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Wir wollen jedoch Recht auch Recht sein lassen und fürderhin die Pflanze *Dahlie* nennen.

Der *Dahlie* wohnt eine große Neigung zur Variation (Abänderung) inne, und so entstand mit ihrer weiteren Verbreitung eine stetig wachsende Anzahl von neuen Spielarten. Als es im Jahre 1808 dem Karlsruher Garteninspektor Hartweg gelungen war, die erste gefüllte Form zu erzielen, begann die Glanzepoche der *Dahlie*. Ein Köstlicher Dahlienzüchter bot 1824 bereits 20 gefüllte Sorten an und war imstande, auf der ersten größeren deutschen Dahlienausstellung, gelegentlich der in Jena 1836 tagenden Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte, mehr als 200 Sorten meist eigener Züchtung auszustellen.

Die *Dahlie* war Mode geworden; kein Wunder, denn die Pracht und Mannigfaltigkeit der Blume in Form und Farbe, die ungemein fesselnde Wirkung, welche die Pflanze im Garten ausübt, und dann auch die Leichtigkeit der Kultur mußten sie rasch populär machen. Eine wahre Dahlienwut überkam die Blumenliebhaber. Ungeheure Summen wurden nicht selten aufgewendet, um dieser Liebhaberei zu fröhnen. So bot man 100 und 150 Taler für eine einzige, allerdings neue Pflanze. Ein Liebhaber tauschte eine neue Sorte für einen kostbaren Diamanten ein. Die Stammeltern und die ersten in Europa entstandenen Spielarten waren allerdings bald vergessen; nicht die einfachen, sondern die gefüllten Blumen wurden tonangebend. Die größten und die kleinsten waren in der Form die begehrtesten.

Wie die Mode im allgemeinen schnell wechselt, so sind auch Blumenmoden von keiner langen Dauer. Die kompakte gefüllte Blume erhielt eine arge Nebenbuhlerin in der *Dahliaazurezi*, welche 1872 aus Mexiko ihren Einzug in Frankreich hielt und von hier bald weitere Verbreitung fand. Die zugespitzten Blumenblättchen dieser Form sind strahlenartig ausgebreitet und an den Rändern nach außen umgerollt. Die Farbe ist ein prächtiges Scharlachrot. Weil diese Blume in Form und Farbe gar sehr einer gewissen Kaktusblume ähnelt, hat man dieser Sorte die Spezialbezeichnung „*Kaktusdahlie*“ beigelegt. Durch Kreuzungen dieser Form züchtete man, ganz besonders in den letzten Jahren eine immense Zahl neuer Spezialarten, die alle als *Kaktusdahlie* eine weite Verbreitung fanden und unter denen gar viele von solch strahlender und padender Schönheit sind, daß es verständlich wird, wenn die alten gefüllten Sorten diesen *Kaktusformen* mehr und mehr weichen müssen. „*Kaktusdahlie*“ — auch wohl „*Ebedahlie*“ bezeichnet — lautet heute die Parole unter den Dahlienliebhabern. Die degenten Reize dieser Schönen zu schildern, ist mit Worten unmöglich, es bedarf dazu der Farbe.

Ganz allgemein wendet man sich in den Kreisen der Blumenliebhaber mehr und mehr von den gefüllten Blumen ab, man sehnt sich wieder nach den einfachen Formen. So war es möglich, daß in den letzten Jahren neben den *Kaktusdahlie* die einfachen Arten dieser Pflanze wieder zu Ehren kamen. Die Kunst der Gärtner hat es verstanden, auch von dieser Gruppe eine große Zahl farbenblendender Varietäten zu züchten. Außer den drei Hauptgruppen: einfache, gefüllte und *Kaktusdahlie* gibt es noch verschiedene Zwischengruppen, die oft recht sonderliche Gestalten aufweisen.

Die *Dahlie* läßt sich auch im Zimmer züchten. Allerdings ist es für dieses Jahr zu spät. Im März oder April verschafft man sich die Knollen und pflanzt diese in möglichst kleine Töpfe, stellt sie recht in die Helle des Zimmers und hält sie mäßig feucht. Haben die Wurzeln die Erde durchzogen, so wird die Pflanze, welche

dann auch schon etliche Triebe zeigt, in einen recht großen Topf oder noch besser Holzfüßel umgekehrt und nun zunächst recht vorsichtig mit dem Gießen behandelt. Haben die Wurzeln auch die Erde dieses Topfes durchspinnen, so muß reichlich begossen werden, auch kann dann ein öfterer Düngerguß verabsolgt werden (in Wasser aufgelöster Kuhdünger oder mineralischer Kunstdünger). Die Hauptsache ist dann noch, daß die Pflanze einen recht hellen und luftigen Standort bekommt. Auf diese Weise kann man noch spät im Herbst, wenn draußen die ersten Fröste der ganzen Dahlienschönheit bereits ein Ende bereitet haben, freudig seiner *Dahlie* zuschauen. Für den Winter nimmt man die Knollen aus der Erde, nachdem die Zweige abgeknitten sind, schüttelt alle Erde sorgfältig ab und hebt die Knolle an einem hellen trockenen, frostfreien Orte bis zum Frühjahr auf. —

Humoristisches.

— Bedenkliche Demonstration. Mein Freund Krause war der harmloseste Mensch von der Welt. Deshalb war ich sehr erstaunt, als er kürzlich wegen Ungebühr vor Gericht in eine Ordnungsstrafe genommen wurde. Neugierig forschte ich nach der Ursache.

„Ich weiß selbst nicht recht, wie ich dazu gekommen bin,“ erzählte er mir. „Es handelte sich darum, daß der Beklagte seine Schafe auf einer fremden Wiese habe weiden lassen, und ich wurde darüber als Zeuge vernommen. Der Gerichtshof konnte sich nicht recht in die Situation hineindenken, von welchem Standpunkte aus ich die Sache mitangesehen hatte; deshalb stellte ich mich vor den Nichtertrich und sagte: „Wenn dieses grüne Tuch die Wiese vorstellt, so stand ich hier und die Schafe befanden sich am jenseitigen Rande. Weiter ließ mich der Herr Präsident nicht kommen.“ — („Reggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— Anzengruber und die Wiener Merikalen. Das Wiener Jubiläums-Stadttheater, das seinerzeit unter der Patronanz der Gemeindevertretung als antisemitisch-christlichsoziales Theater gegründet worden war, plant nun doch eine Aufführung der Anzengruber'schen „Kreuzelschreiber“. Ob dieses Projektes erhob sich bei den Merikalen ein großer Lärm. Die fromme „Reichspost“ marschierte an der Spitze und erklarte, die Aufführung dieses „schmachvollen Nachwerkes“ im Stadttheater sei eine blutige Verhöhnung des Wiener Christentums usw. Das Echo dieser lieblichen Beurteilung bildete eine Interpellation, die der Pfarrer von Ottakring und Gemeinderat Loue im Wiener Gemeinderat an den Bürgermeister stellte. Loue drückte sich allerdings zahmer aus, erklarte, Anzengruber sei in den „Kreuzelschreibern“ eine Entgleisung passiert, das Stück sei ein „Loß von Rom-Stück“ usw., und fragte den Bürgermeister, was er gegen die Aufführung des Stückes vorzulegen gedenke. Lueger aber war geistig genug zu erklären, er habe erstens auf die Auswahl der aufzuführenden Stücke im Stadttheater keinen Einfluß, zweitens habe er so viel mit dem Dohlenfleisch und mit den Kohlenpreisen zu tun, daß er sich nicht auch noch um Theaterstücke kümmern könne. —

— „Landaradei“ heißt eine „nächtliche Liebeskomödie“ von Ludwig Huna, die vom Kleinen Schauspielhaus in Wien zur Aufführung ertworben wurde. —

— Im Lorzing-Theater gelangt am nächsten Sonnabend „Der Waffenschmied“ zur Aufführung. —

— „Die Inselbraut“, Operette von Friedrich Keller, brachte es im Opernhaus zu Frankfurt a. M. nur zu einem Achtungserfolg. —

— Eine Oper „Herodias“ wird in kommender Saison in Warschau neben dem Strauß'schen Musikdrama „Salome“ in Szene gehen und zwar in der Uraufführung. Die Textdichtung stammt von dem polnischen Dichter Jan Kasproczik, die Musik schrieb der polnische Komponist Fürst Wladislaw Rubomirski. —

— Zeitungslesen als vorbeugendes Mittel gegen geistige Erschöpfung empfahl der Vorsitzende der Vereinigung der Sanitätsinspektoren, James Crighton Browne, London, in einer Ansprache, die er in einer Versammlung der Vereinigung in Blackpool hielt. Vor allen Dingen soll das Zeitungslesen gegen die typische moderne Krankheit, die nervöse Müdigkeit, helfen. Browne meint, es bilde das Gegenmittel gegen die nervenaufreibende Arbeit zu selbstjüchtigen Zwecken; es gebe den Blödsichtigen einen weltweiten Horizont. —

— Der nächstjährige Naturforschertag soll in Dresden stattfinden. —

— Die Zweihundertjahrfeier von Linnés Geburt soll am 23. Mai 1907 sehr festlich in Schweden begangen werden. —